Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 25 (1949-1950)
Heft: 1

Artikel: Todesdrohungen und Torten : 25 Jahre Schweizer Spiegel
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1068997

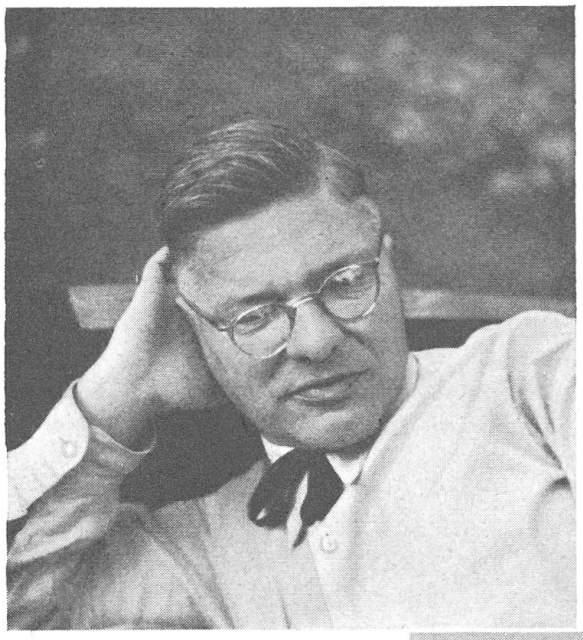
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

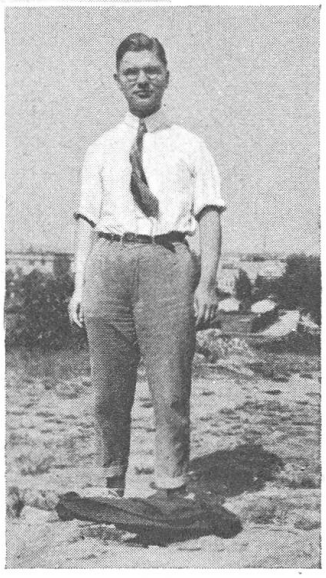
Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Heute

Todesdrohungen und Torten



Vor 25 Jahren

25 Jahre Schweizer Spiegel

Von Adolf Guggenbühl

Wenn jemand im Oktober 1925, d. h. nach Erscheinen der ersten Nummer des «Schweizer Spiegels» über unsere Firma Erkundigungen eingezogen hätte, so hätte er ungefähr folgende Antwort erhalten:

«Die Kollektivgesellschaft Guggenbühl & Huber, Schweizer Spiegel Verlag, besteht aus den unbeschränkt haftenden Gesellschaftern Dr. Fortunat Huber und Dr. Adolf Guggenbühl.

Dr. *Fortunat Huber* wurde am 27. September 1896 geboren. Er ist Bürger von Maienfeld, Graubünden. H. besuchte das Literar-Gymnasium in Zürich und studierte anschließend daran an den Universitäten Zürich, Genf und Berlin Theologie. Er besitzt den Titel eines VDM. Er übte aber das Pfarramt nicht aus, sondern studierte in der Folge an der Universität Bern Psychologie, Philosophie und Nationalökonomie, wo er mit der Dissertation «Der Gegenstand der Nationalökonomie» das Prädikat «summa cum laude» erwarb. Nach einem Aufenthalt in England war er einige Zeit im Amalthea-Verlag in Wien als Volontär tätig.

Dr. *Adolf Guggenbühl* wurde am 21. Juni 1896

geboren. Er ist Bürger von Zürich und Ütikon am See. G. ist ein Jugendfreund und Schwager des Obgenannten. Er besuchte ebenfalls das Gymnasium Zürich, um dann in Zürich, Berlin und Bern Jurisprudenz und Nationalökonomie zu studieren. Er schloß mit dem Prädikat « magna cum laude » ab und schrieb eine Dissertation über « Die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Arbeiter und Angestellten im Dienste der schweizerischen Stadtgemeinden ». Anschließend folgten längere Reisen durch Deutschland, Frankreich und England. In London war G. mehrere Monate als Sozialarbeiter in den Londoner Slums tätig. Anschließend daran betätigte er sich als Sekretär der Gesellschaft Schweiz. Bauunternehmer und als Sekretär des Vorstandes des Hochbau- und Steuerwesens der Stadt Zürich, um dann nach den USA überzusiedeln. In den USA war G. in verschiedenen Berufen tätig, zuerst als Dockarbeiter, Magaziner, Schaufensterdekorateur, Buchhalter und zuletzt als Leiter der Abteilung für Markt-Untersuchungen einer amerikanischen Tageszeitung.
Er ist verheiratet mit Helen Huber, der Schwester seines Associés, die als Redaktorin beim Schweizer Spiegel tätig ist.
Das Gesellschafts-Vermögen der Kollektivgesellschaft beträgt Fr. 170 000.—. Die beiden Inhaber werden als fleißig, intelligent und seriös geschildert. Da sie aber keine nennenswerten Fachkenntnisse besitzen, so stellen Fachleute dem Unternehmen eine ungünstige Prognose. »

Die Fachleute hatten recht. Drei Jahre nach der Gründung waren die Fr. 170 000.— aufgebraucht, und es dauerte viele Jahre, bis der Schweizer Spiegel Verlag, finanziell betrachtet, wieder dort stand, wo er angefangen hatte.

Die Quadratur des Kreises

Der Grund war aber nicht der, daß uns das berufliche Rüstzeug fehlte. Es ist wahr, als wir den Verlag gründeten, waren unsere Fachkenntnisse mehr als bescheiden. Wir wußten kaum, wie eine Druckerei von innen aussieht. Es war uns zwar bekannt, daß es holzfreies und holzhaltiges Papier gibt, aber wir hatten keine Ahnung davon, daß auch holzfreies Papier aus Holz hergestellt ist und daß das Material, mit der ein Leinenband angefertigt wird, aus Baumwolle besteht.

Aber das war nicht die Ursache unserer Schwierigkeiten. Fachkenntnisse werden ja in allen Berufen außerordentlich überschätzt. Man kann sie sich viel rascher aneignen, als man gewöhnlich meint.

Der tiefere Grund der Schwierigkeit war ein anderer: Wir versuchten, unsern Landsleuten eine Weltanschauung zu verkaufen, die damals von den meisten radikal abgelehnt wurde.

Das war, kaufmännisch betrachtet, ein ähnliches Problem wie die Quadratur des Kreises.

Es ist nicht schwierig, Geld zu verdienen, wenn man das herstellt, was die Leute wollen, besonders wenn man es etwas besser macht als die Konkurrenten. Der Kaufmann sucht deshalb mit Flair oder Marktanalyse herauszufinden, was der Käufer wünscht, und dann fabriziert er seinen Artikel entsprechend. Auch wir besaßen diesen Spürsinn, und auch wir wußten, was das Publikum verlangt. Aber wir waren fest entschlossen, ihm nicht zu geben, was es wünschte, sondern was wir für richtig hielten. Und wir sind stolz darauf, diesen Grundsatz bis zum heutigen Tage aufrecht erhalten zu haben.

Natürlich gibt es viele geistig Tätige mit der gleichen Einstellung. Auch der Lehrer und der Pfarrer gibt den Leuten etwas, das sie nicht unbedingt wollen. Aber der große Unterschied zu einem Verleger besteht darin, daß der Lehrer und Pfarrer seine Waren verschenkt, und daß sein Lebensunterhalt vom Staate garantiert ist. Der Verleger aber kann seine Bücher und Zeitschriften nicht verschenken, er muß sie, um leben zu können, verkaufen, was eine große kommerzielle Betriebsamkeit erfordert, die ihm dann merkwürdigerweise oft gerade von jenen Geistesarbeitern, die dieser Sorge enthoben sind, zum Vorwurf gemacht wird.

Man kann sich heute kaum vorstellen, in welchem Maße wir damals, als wir vor 25 Jahren begannen, zur öffentlichen Meinung im Gegensatz standen. In allererster Linie stießen wir auf Widerstand durch

unsere betont nationale Einstellung. Damals war das Schlagwort « geistige Landesverteidigung » noch nicht geprägt, und wer, wie wir, leidenschaftlich für die Aufwertung des Schweizerischen eintrat, wirkte wie ein Hecht im Karpfenteich.

Doch war gerade das unser Hauptanliegen. Wir gehörten zu den ersten, die die Gefahren der Überfremdung erkannten, ja diese Einsicht war ein Hauptmotiv für die Gründung des « Schweizer Spiegels ».

Die schlechte alte Zeit

In unserer Jugendzeit war die Überfremdung auf dem Höhepunkt. Reichsdeutsche Zeitschriften, reichsdeutsche Bücher bildeten die fast ausschließliche geistige Kost unseres Teiles der Schweiz. Wir lasen, wie unsere Mitschüler, den alldeutschen «Guten Kameraden », während unsere Schwestern das « Kränzchen » mit seinen Geschichten von deutschen Komtessen und « einfachen, aber wackern Bauersleuten » geschenkt erhielten. Der Lesezirkel Hottingen sorgte dafür, daß die « Gartenlaube », « Über Land und Meer », Reclams « Universum » und die « Fliegenden Blätter » mit ihren undemokratischen Witzen vom Kasernenhof-Trottel bis zum Bauernlackel in allen Familien Eingang fanden. Auch wir verschlangen diese Lektüre, aber schon damals, also schon in der Primarschule, überkam uns oft ein tiefer Abscheu über diese Literatur. Und schon damals tauchte, wenn auch noch unklar, der Wunsch auf, einmal etwas anderes zu machen.

Die Überfremdung machte selbstverständlich nicht beim Buch halt. Unsere ganze Bildung war diejenige einer deutschen Provinz. Der Buchhandel lag zum größten Teil in den Händen von Reichsdeutschen. Viele Redaktoren von Tageszeitungen waren Reichsdeutsche, auch ein großer Teil der Mitarbeiter und der auswärtigen Korrespondenten.

Damals gab es noch keinen Heimatstil. Die Wirtschaften, die neu eröffnet wurden, waren Wiener Cafés, altdeutsche Weinstuben oder bayrische Bierhallen. Im «Wandervogel» sang man Lieder von flachsblonden deutschen Mädeln und treuinnigen deutschen Burschen. Die Studentenverbindungen, mit einigen rühmlichen Ausnahmen, imitierten sklavisch den deutschen Comment und schwärmten für Alt-Heidelberg, die feine. Die Armee, vor allem das Instruktionskorps, sah im deutschen Berufsoffizier das Ideal. Preußischer Drill, preußische Schimpfworte waren bei vielen Offizieren, die sogar untereinander schriftdeutsch sprachen, an der Tagesordnung.

Die deutschen Kolonien bildeten in einigen unserer Städte eine vollständig unassimilierte Volksgruppe. Kaisers Geburtstag wurde lauter gefeiert als der 1. August.

Selbstverständlich kann wegen dieser Lage den Deutschen nicht der geringste Vorwurf gemacht werden. Schuld daran waren ausschließlich die Schweizer. Sie besaßen weder genügend Assimilationskraft noch Assimilationswillen und verhielten sich so mutlos und eingeschüchtert, daß die Ausländer gar nicht merkten, daß sie in einem Lande lebten, dessen Kultur von derjenigen ihrer Heimat grundverschieden war.

Der Erste Weltkrieg zeigte dann die Gefährlichkeit dieser engen Verbindung mit einem ausländischen Staat. 1914—1918 wurden von vielen Deutschschweizern die deutschen Siege wie die ihrigen gefeiert. Nur wenige protestierten gegen den Überfall auf Belgien. Die Situation war derartig verfahren, daß die selbstverständliche Mahnung Spittelers: «Unsere Brüder stehen jenseits der Saane und nicht jenseits des Rheins» dem Dichter leidenschaftliche Beschimpfungen einbrachten.

Schon bei der Gründung des « Schweizer Spiegels » sahen wir, daß diese enge Kulturgemeinschaft für die Schweiz den Untergang bedeutete, wenn nicht rechtzeitig eine Selbstbesinnung erfolgte.

Aus diesem Grund und nicht etwa aus Abneigung gegen Deutschland bekämpften wir den übermäßigen deutschen Einfluß in der Schweiz.

Damit standen wir damals — nicht ganz, aber beinahe — allein da, und unsere Gegner waren Legion. Unser Kampf wurde besonders dramatisch, als in Deutschland

der Nationalsozialismus aufkam. Wir erhielten damals fast wöchentlich schriftliche Beschimpfungen von Anhängern des Dritten Reiches. Es gab übrigens auch Deutsche in der Schweiz, die unseren Kampf besser verstanden als manche Schweizer. Als die deutsche Macht auf dem Höhepunkt war, wurden die Drohungen massiver. Der Landesverräter Jakob Schaffner schrieb uns, er werde nach der Einverleibung der Schweiz durch Deutschland persönlich dafür sorgen, daß wir an die Wand gestellt würden.

Unterdessen aber hatte sich die öffentliche Meinung in der Schweiz geändert. Wir waren nun plötzlich nicht mehr allein, sondern fühlten uns gestützt von Tausenden und Tausenden von schweizerischen Patrioten, denen die Augen aufgegangen waren.

Schweizerische Eigenart

Es waren aber durchaus nicht nur, und vielleicht nicht einmal in erster Linie, politische Gründe, die uns veranlaßten, leidenschaftlich für das Schweizerische einzutreten. Wir erkannten von Anfang an, daß eine Entfaltung der schöpferischen Kräfte unseres Landes nur möglich war, wenn wir unsere Eigenart nicht verleugneten. Solange wir unsere Augen auf das Ausland richteten, Berlin oder Paris das Vorbild war, degradierten wir uns notwendigerweise zur Provinz.

Kulturpolitik, die sich in der sogenannten geistigen Landesverteidigung, d. h. in der Abwehr unerwünschter ausländischer Einflüsse, erschöpft, ist immer zum Mißerfolg verurteilt. Man muß an Stelle des unpassenden — an sich durchaus nicht minderwertigen — Fremden etwas Eigenes schaffen. Das war nun unser Hauptziel. Um dieses zu erreichen, war es nötig, zuerst einmal zu zeigen, wie wir Schweizer sind und daß wir anders sind.

Als wir den « Schweizer Spiegel » gründeten — der Name enthielt bereits ein Programm — herrschte in den Köpfen vieler unserer Intellektuellen die aus dem 19. Jahrhundert übernommene fixe Idee, schweizerische Eigenart sei etwas, das überhaupt nicht existiert, wir seien wohl politisch eine Nation, rassenmäßig und kulturell aber seien wir Deutschschweizer Deutsche, eine Ansicht, die z. B. Bundesrat Motta, mit dem ich darüber mehrere Male rege Diskussionen hatte, bis zum Tode vertrat, wie viele seiner Generation.

In unzähliger Kleinarbeit versuchten wir, den Unterschied zwischen deutschem und schweizerischem Wesen aufzuzeigen, d. h. bewußt zu machen, worin eigentlich die schweizerische Eigenart besteht, eine Aufgabe, die wir noch nicht als erfüllt betrachten.

In zweiter Linie ging es uns darum, das schweizerische Selbstbewußtsein zu stärken, zu beweisen, daß wir nicht so sind, wie uns die Ausländer sehen und wie wir uns infolge der ständigen Überfremdung schließlich selbst sahen. Wir versuchten zu zeigen, daß wir z. B. nicht ein naives, treuherziges Hirtenvölklein sind, sondern ein Volk, das mindestens so große psychologische Fähigkeiten besitzt als irgendeine Nation der Welt. Wir wurden nicht müde, darauf hinzuweisen, daß wir nicht ein « amusisches Völklein » sind, sondern im Verhältnis zur Größe unseres Landes überraschend viele Künstler hervorgebracht haben, wenn wir auch die Kunstwerke im eigenen Lande viel zu wenig kennen. Auch diese Aufklärungsarbeit muß weiter gehen.

Das weiße Kreuz im roten Feld

Standen wir bei unserer Gründung zu einem großen Teil des Bürgertums, das kulturell vor allem auf Deutschland ausgerichtet war, in scharfem Gegensatz, so war die Opposition bei den linksgerichteten Intellektuellen nicht kleiner. Dort stand der Internationalismus in seiner Maienblüte. « Seid umschlungen, Millionen! » hieß es, und das Schaf umschlang enthusiastisch den Wolf. Denn nun war ja das goldene Zeitalter des ewigen Völkerfriedens angebrochen! Wer immer noch an die Möglichkeit eines Krieges dachte, war ein verbissener Pessimist; wer nicht mithielt, die Grenzen niederzureißen, ein Reaktionär.

Der « Schweizer Spiegel » trat auch damals, als die Landesverteidigung so tief im Kurse stand, daß es schwierig war, genug Anwärter für die Aspirantenschule zu finden, für die Stärkung des schweizerischen Wehrwillens und später, als sich die außenpolitische Lage verfinsterte, für die schweizerische Aufrüstung ein.

In einer Baugenossenschaft, die hauptsächlich von Intellektuellen bewohnt war, äußerte im Jahre 1930 ein Mitglied den Wunsch, es möchte eine Fahnenstange errichtet werden, um bei vaterländischen Feiern die Schweizerfahne hissen zu können. Der Antrag wurde mit erdrückendem Mehr abgelehnt. « Wie kommen wir dazu », sagte man, « dieses veraltete Symbol eines reaktionären Besitz-Bürgertums ausgerechnet in unserer modernen Genossenschaft aufzupflanzen? » Daß bei dieser Geisteshaltung der « Schweizer Spiegel » nicht auf große Sympathie stieß, ist selbstverständlich.

Unsere Ziele

Nun bringt man ja allen, die etwas Neues vertreten, Widerstand entgegen. Die Schwierigkeit bei uns war aber die, daß das, wofür wir einstanden, nicht als neu, sondern im Gegenteil als veraltet und spießbürgerlich betrachtet wurde, und anderseits darin, daß unsere Ideale nicht so eindeutig waren, daß man daraus einen Markenartikel machen konnte, wie z. B. aus der Rohkost oder der Hulliger-Schrift. Die Förderung der schweizerischen Eigenart war nur eines von verschiedenen Zielen, die wir verfolgten.

Wir kämpften gegen das Gelddenken und traten gleichzeitig für einen vermehrten Schutz des Privateigentums ein.

Wir kämpften gegen die Entrechtung des wirtschaftlich Schwachen und zeigten gleichzeitig die Gefahren, die entstehen, wenn der Sozialstaat alle Macht an sich reißt.

Wir kämpften für Heimatkultur und gleichzeitig gegen die Ansicht, alles Gute komme vom Land und die Städte seien degeneriert.

Wir begeisterten für den Heimatschutz und wiesen immer darauf hin, daß die Lösung nie darin bestehen könne, historische Formen zu kopieren, sondern daß jede Zeit ihren eigenen Stil finden müsse.

Lange bevor man von Familienschutz las, versuchten wir, unsere Leser für den großen Gedanken der Heiligkeit der Familie zu begeistern, und gleichzeitig attackierten wir den spießbürgerlichen, erstarrten Familienbetrieb, der so verbreitet ist.

Wir kämpften für eine wehrhafte Armee und gleichzeitig gegen viele militärische Traditionen, die uns überlebt schienen.

Wir standen auf ausgesprochen christlichem Boden und sahen trotzdem im heitern, unverkrampften Lebensgenuß ein erstrebenswertes Ideal.

Wir versuchten, die Tradition zu fördern und gleichzeitig in tausend Dingen den Lebensstil zu reformieren.

Die Wende

Es wäre nicht der Wahrheit gemäß, wollten wir heute behaupten, wir hätten nicht oft den Mut verloren. Zwar streifte uns auch dann, wenn wir einem geschlossenen Widerstand der öffentlichen Meinung begegneten, nie der Gedanke, vielleicht seien wir im Unrecht und die andern im Recht. Wir waren, und sind es heute noch, von der Richtigkeit unserer Ziele überzeugt. Schwierig war aber das Durchhalten. Gelegentlich zitierten wir einen Ausspruch des Duc de Rohan, der uns eine gute Devise zu sein schien: « Point n'est besoin d'espérer pour entreprendre, ni de réussir pour persévérer. »

Und dann, nicht von heute auf morgen, aber allmählich, trat ein Umschwung ein. Waren es anfangs nur wenige gewesen, die uns unterstützten, so bildete sich mit den Jahren eine Gemeinde von Abonnenten, die dem « Schweizer Spiegel » durch dick und dünn die Treue hielten. Statt Todesdrohungen erhielten wir nun Torten. Wir waren nun getragen vom Vertrauen der Wägsten und Besten des Landes.

Aber nicht nur unsere Abonnenten stehen heute auf dem gleichen Boden. All-

mählich, ganz allmählich ist ein großer Teil unserer Ideen allgemein durchgedrungen.

Vor etwa 20 Jahren hielt ich in einem thurgauischen Lehrerkapitel einen Vortrag über die Pflege des Schweizerdeutschen in der Schule. Ich stieß auf vollständige Ablehnung. Die Zuhörer saßen mit abweisenden Gesichtern da, undurchdringlich wie eine Mauer. Sie betrachteten mich, wie wenn ich soeben der thurgauischen Heilanstalt Münsterlingen entsprungen wäre. 15 Jahre später sprach ich über das gleiche Thema wiederum bei thurgauischen Lehrern, diesmal unter begeisterter Zustimmung.

Dutzende von Vorschlägen, die wir als erste vertraten, sind heute verwirklicht.

Wir meinen durchaus nicht, diese Gesinnungsänderung müsse uns allein gutgeschrieben werden. Vieles davon lag einfach in der Luft. Wir bliesen Réveil und schlugen die Trommel, und dadurch wurde vielleicht etwas früher Tagwache gemacht, als es ohne uns der Fall gewesen wäre.

Aber diese Entwicklung freut uns natürlich. Es ist uns eine Erleichterung, daß wir heute nicht mehr in dem Maße, wie in unserer Jugend, gegen den Strom schwimmen müssen. Aber immer noch gibt es unendlich viel zu tun. Der Kampf des Geistes gegen den Ungeist darf nie erlahmen. Das Feuer der Vaterlandsliebe muß immer aufs neue genährt werden.

Wir müssen in diesen Jubiläumsartikeln mehr von uns selbst sprechen und uns mehr selbst rühmen, als uns lieb ist. Das geht nun einmal nicht anders. Aber es ist uns ganz klar, daß wir nur bescheidene Soldaten sind in einer großen Armee von lebenden und toten Eidgenossen, die gleicherweise ihr Leben in den Dienst des Vaterlandes stellten. Die vielen Herausgeber von Zeitschriften, von den «Alpenrosen» bis zur «Schweiz», die vielen Redaktoren von Zeitungen, die einen unermüdlichen Kampf kämpften und kämpfen, sie alle sind unsere unsichtbaren Bundesgenossen, wie auch jene unzähligen Patrioten, die, jeder an seinem Ort, dafür sorgten und sorgen, daß unser Vaterland zu dem einzigartigen Land geworden ist, als das es heute dasteht, und die das alte Wort Lügen strafen: «Die Eidgenossen brachten es nie über sich, etwas für die gemeinsame Wohlfahrt zu opfern, außer in Schlachten ihr Leben.»

Wir drücken allen diesen Mitkämpfern im Geiste die Hände. Es ist uns sehr deutlich bewußt, daß wir für die große Aufgabe, die wir uns stellten, nur ungenügend befähigt waren. Aber wir haben getan, was in unsern schwachen Kräften lag, und wir werden es auch weiterhin tun, *ad majorem patriae gloriam.*